

Der Berg

Die beiden Braunen trabten. Wenn die Hufe, wie es manchmal geschah, im Takt auf die Straße schlugen, schwangen auch die Hinterbacken im Takt hin und her. Als könnte ihn niemand aufhalten, brauste der Wagen mit seinen drei Insassen dahin. Es war Juli, die Ernte im vollen Gang. Den Leuten rann der Schweiß aus den Achselhöhlen. Und sie machten einen Ausflug, hatten dem Drängen Drahomiras wieder einmal nachgegeben. Wochenlang waren sie zu Hause geblieben, hatten sich bemüht, ihre Gefühle zu schonen, die an jenem Nachmittag, als sie Forellen geangelt hatten, so sehr in Wallung geraten waren. Drahomira und der Baron hatten die liebenswürdigsten Seiten ihres Wesens hervorgekehrt. Der häusliche Friede schien wiederhergestellt. Auch Wolny hatte sich beruhigt. Der Baron hatte ihn gleich am folgenden Tag beiseite genommen und ihm zugeredet, die gestrigen Äußerungen Drahomirens nicht allzu wörtlich zu nehmen. Gewiss, es habe diese Nadelstiche der Tschechen gegeben, da und dort habe man einen tschechischen Post- oder Polizeibeamten in ein deutsches Dorf versetzt oder eine tschechische Schule in einem deutschen Ort eröffnet. Dahinter stecke weiter nichts als das Ressentiment einzelner tschechischer Ministerialbeamter, die in jenen Jahren erstmals die Wonnen der Macht genossen. Nur eine kindliche Allmachtsphantasie sei imstande, darin eine planvolle Strategie zu sehen, die darauf abzielte, die Sudetendeutschen dermaßen zu reizen, dass sie sich einem größtenwahnsinnigen Hitler in die Arme werfen. Das Rezept, dessen sich diese kindliche Phantasie

bediene, sei ebenso einfach wie raffiniert. Man lese Hitlers Kampfbuch. Man finde heraus, welche Ziele er verfolge. Man spiele ihm in die Hände, indem man ihm Argumente liefere, die ihm helfen, einen weiteren kleinen Schritt in Richtung dieser Ziele zu tun. Man nehme in Kauf, dass dieser eine kleine Schritt bezweckte, sich die deutschböhmisches Gebiete einzuverleiben. Mit diesem Opfer bestärke man ihn in dem Wahn, er sei von der Vorsehung ausersehen, das deutsche Volk zum Herrn über die Völker der Welt zu machen. Alles Weitere ergebe sich von selbst. Hitler werde nicht davon ablassen, die in seinem Kampfbuch angekündigten Feldzüge zu unternehmen. Deutschland werde die Völker der Welt gegen sich aufbringen. Am Ende werde niemand bestreiten, dass die Sudetendeutschen ihr Heimatrecht verwirkt hätten. Und der große tschechische Staatslenker werde sich in seinem Londoner Exil ins Fäustchen lachen, dass Hitler ihm in die Falle gegangen sei. Aber die Weltgeschichte folge nun mal nicht den Zügen eines genialen Schachspielers. Sie sei das Ergebnis des von Zufällen beeinflussten Zusammenwirkens von Millionen, wenn nicht Milliarden Menschen mit der Fähigkeit selbständigen Denkens und Handelns. Nur eine kindliche Phantasie sei imstande, sich eine Welt vorzustellen, deren Lauf durch einen Einzelnen in eine bestimmte Richtung gelenkt werden könne. Allenfalls kurzfristig könne ein Einzelner das Weltgeschehen beeinflussen, auf Dauer niemals. Alles in allem könne man Drahomiras Äußerungen wirklich nicht ernst nehmen. Wolny wusste nicht so recht, was er von den Beschwichtigungsversuchen des Barons halten sollte. Er hatte das vage Gefühl, dass sein Dienstherr, so sehr er auch die abenteuerlichen Zusammenhänge abtat, die Drahomira an jenem Angelnachmittag angedeutet hatte, insgeheim Geschmack daran gefunden haben mochte. Waren es wirklich Trugschlüsse?

Sie hatten Tuhan und Sukorad hinter sich gelassen, winkten

den am Straßenrand stehenden Kindern zu und freuten sich am Gleichklang des Hufschlags der unermüdlich trabenden Braunen. Noch immer lag eine erhebliche Wegstrecke vor ihnen. Bis zur Hora Říp und von dort zu ihrem Nachtquartier im U Svatého Vavrince in Raudnitz an der Elbe sollte sie heute ihr Ausflug führen. Hora Říp, darauf hatte Drahomira bestanden. Die Hora, der Berg, in diesem Geschlechtsunterschied offenbarten sich die unversöhnlichen Seelen zweier Völker. Der Baron hatte gefeiert. Wenn man den Kleinen und Großen Bösig betrachte, könne man die Tschechen verstehen. Für weibliche Formen seien sie offenbar sehr empfänglich. Die Deutschen seien nüchterner. Ein Berg sei für sie etwas Unwegsames. Er liege ihnen im Weg, erschwere den Gütertransport. Aber er stachle auch ihren Wettbewerbsgeist an. Sie könnten sich an ihm beweisen, könnten zeigen, dass sie stärker seien als er. Drahomira hatte gelacht. ›Pan Mellen, ich staune. Ich wusste gar nicht, was für eine sprachphilosophische Ader Sie besitzen. Sie sollten das Talent nicht brachliegen lassen.‹ Es war eines der Geplänkel, in die das Gespräch gelegentlich abglitt. Der Baron neckte gern, aber nicht immer entzog er sich dem ernsthaften Gespräch. Wahrscheinlich lag dann etwas in der Stimme Drahomiras, das ihn warnte.

Sie waren an der Kuppe angelangt, wo die Straße in steilen Kehren in das Elbtal abzufallen begann. Die verwelkten Blüten dolden der den Elbhang bewaldenden Akazien hingen bräunlich herab. Die Bienen hatten sich andere Nektarquellen gesucht. Aber das Licht, das vom Blattwerk der Akazie durchgelassene, eigentümlich helle, graugrüne Licht, war geblieben. Drahomira hielt den Wagen an und sprang vom Bock. ›Meine Herren, wie wäre es mit etwas Bewegung? Die Pferde gehen jetzt ohnehin im Schritt.‹ Die Männer stiegen ab und sahen zu, wie sie die Zügel am Bock festband und die Bremsen anzog. ›Sie müssen eine

leichte Zuglast spüren«, sagte Drahomira, »gerade soviel, dass sie nicht aus Angst, der Wagen könnte ihnen in die Beine fahren, in Panik geraten.« Ein seltsames Bild gaben die drei ab, wie sie da in schnellem Schritt talabwärts marschierten, zwei Männer, einer fast doppelt so alt wie der andere, in ihrer Mitte eine resolute junge Frau, hinter ihnen das führerlose Gespann mit dem Wagen. »Ich möchte noch einmal auf das Gespräch zurückkommen, das wir neulich beim Angeln geführt haben«, begann Drahomira. »Ihren Parteibeitritt hatten Sie damals mit der Sorge um Ihre Familie begründet. Warum liegt Ihnen soviel an diesem Mellenclan?« »Ein gesunder Stamm in einer gesunden Volksgemeinschaft. Warum sind die Juden so stark? Weil jeder einzelne sich als Stütze der Familie versteht. Wenn Eltern einen Sohn nach Amerika in die Lehre schicken, wird er dort von einem Onkel in Obhut genommen.« »Sie sind Parteimitglied und nehmen sich die Juden zum Vorbild.« Drahomira lachte aus vollem Hals. »Meine Liebe, dass ich der Partei innerlich fern stehe, ist Ihnen sicher nicht entgangen. Und gegen die Juden habe ich persönlich gar nichts. Es gibt sehr nette Menschen unter ihnen. Meine von mir sehr verehrte Schwägerin ist Vierteljüdin. Aber in wichtigen gesellschaftlichen Bereichen, an den Universitäten, im Musikleben, an den Theatern, bei Zeitungen und Banken, im Handel hatten sie einfach zuviel Macht. Das konnte man nicht länger dulden. Als Tschechin müssten Sie uns eigentlich verstehen. Hatten die Tschechen nicht lange unter der deutschösterreichischen Vorherrschaft gelitten?« »Aber Pan Mellen, das können Sie doch nicht vergleichen. Böhmen und Mähren waren Provinzen des Kaiser- und Königreichs Österreich-Ungarn. In Wien wurde entschieden, wie viele tschechische Lehrer eingestellt wurden, wie viele Tschechischstunden den Schulkindern zustanden, welche tschechische Literatur zu lesen war. Und Wien war deutsch. Unsere Unterdrücker waren

Deutsche, waren Menschen, die eine andere Sprache sprachen als wir. Ihre Juden dagegen waren Deutsche, standen als Deutsche einer Bank vor, führten als Deutsche Theaterregie. Und wenn sie solche Positionen erlangten, verdankten sie das nicht ihrem Judentum, sondern ihrem Talent. ›Meine liebe Drahomira, soviel Naivität hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Ich will den Juden, die bei uns herausragende Stellungen inne hatten, weder Intelligenz noch das nötige Können absprechen. Aber Können und Intelligenz reichen nicht aus, um Theaterintendant oder Chefredakteur zu werden. Man braucht Beziehungen. Davon haben die Juden im Überfluss. Die ganze Welt haben sie mit ihrem Netz von Beziehungen überspannt. Überall sitzen ihre Leute. Überall haben sie ihre Hände im Spiel. Wenn wir dem keinen Riegel vorschieben, beherrschen sie bald die ganze Welt.‹ ›Ich bin entsetzt, Pan Mellen. Das sind nicht Sie. Das ist nicht ihre Sprache.‹

Sie hakte sich bei Hans Wolny unter. Der war kaum bei der Sache. Viel mehr als dieses Gespräch berührte ihn die körperliche Nähe Drahomiras. Immer wieder sah er sie von der Seite an und war von ihrer Schönheit beglückt. ›Sind Sie sich überhaupt dessen bewusst‹, argumentierte sie weiter, ›was Europa den Juden zu verdanken hat? Europa ohne die Zehn Gebote, ohne die Philosophie Spinozas?‹ ›Jetzt reden Sie schon wie Sidonia.‹ ›Sidonia? Wer ist Sidonia?‹, fragte sie. ›Ach, die Romanfigur eines englischen Schriftstellers jüdischer Abstammung, ein Jude, der von den Leistungen der Juden schwärmt, von ihrer großartigen Zukunft, von ihrer zukünftigen Weltherrschaft.‹ ›Aha‹, sagte sie, ›worauf die Juden hinauswollen, wissen Sie also aus einem Roman.‹ Sie sah zum Baron hinüber. Wolny konnte nicht sehen, wie sie ihn ansah. Vermutlich lächelte sie, wie sie es immer tat, wenn sie ihm eine Bosheit an den Kopf warf. Der Baron ließ es geschehen. Er genoss ihre Spitzen, schätzte Wolny. ›Was auch immer dieser Sidonia

gesagt haben mag, wir können festhalten, im privaten Umgang machen Sie keinen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden. Ob einer Jude ist oder nicht, scheint Ihnen jedenfalls weniger wichtig als seine mehr oder minder schätzenswerten menschlichen Eigenschaften. Aber Ihre Toleranz hat ein Ende, wenn es um die Besetzung herausragender gesellschaftlicher Stellungen geht. Davon seien die Juden auszuschließen. Da hat man bei Ihnen ja inzwischen mit deutscher Gründlichkeit aufgeräumt. Als Jude kann man bei Ihnen nicht einmal mehr mit Gemüse handeln. Sind Sie nun zufrieden?«

Der Baron räusperte sich. »Sie sollten mich inzwischen gut genug kennen, meine Liebe, um zu wissen, dass ich mit dieser Art von Judenpolitik nichts gemein habe. Man ist da entschieden zu weit gegangen.« Er war sichtlich gekränkt. »Es ist die Prämisse, Pan Mellen. Wenn man sich einmal die Prämisse zu Eigen gemacht hat, die Juden wollten die Weltherrschaft, wo zieht man dann die Grenze? Denken Sie an Ihren Mellenclan! Soll der nicht wachsen wie ein jüdischer Stamm? Denken Sie an die vielen Vettern, die Sie im Offizierskorps, im Auswärtigen Amt und den anderen Reichsministerien unterbringen wollen. Überall sitzt bereits ein älterer Vetter, den Sie darauf hinweisen können, dass da ein junger Vetter vor der Tür stehe, den er bitteschön protegieren möchte. Sagten Sie nicht, ohne Beziehungen gehe es nicht? Und nun stellen Sie sich vor, man beginne zu flüstern: Schon wieder ein Mellen! Wo man hinschaut: ein Mellen. Wenn wir dem nicht einen Riegel vorschieben, haben sie bald alle maßgeblichen Stellen besetzt. Sie erklären, um Himmels willen, wir verfolgen keinerlei Absichten, wir wollen nur eine unserer Intelligenz und unserem Können entsprechende gesellschaftliche Stellung einnehmen.« »Ihr Vergleich hinkt, Drahomira. Sie vernachlässigen ein zentrales Moment. Das ist das Jahrtausende alte Bemühen der Juden um

die Reinhaltung ihrer Rasse. Darin liegt ihre Überlegenheit. Und unsere Schwäche rührt daher, dass wir es lange versäumt haben, uns um die Reinheit unserer Rasse zu kümmern. Wir können das nur unter den größten Anstrengungen nachholen. Bedenken Sie, *eine unvermischte Rasse erstklassigen Stammes ist die natürliche Aristokratie.* ›Mir graust vor Ihnen, Pan Mellen. Aber eigentlich sollte ich Ihnen dankbar sein, dass Sie kein Hehl aus Ihren Glaubenssätzen machen. So komme ich langsam dahinter, was für ein Mensch Sie sind.‹ ›Und zu welchem Schluss sind Sie gekommen?‹ Der Baron klang schon wieder halb versöhnt. Er sah listig aus, wie er sie da unter seinem tief in die Stirn gezogenen Panama mit zusammengekniffenen Augen ansah. Aber der Eindruck war falsch. Er war ein ganz und gar schlichter Mensch, so schlicht, dass er dem Gift dieser Reden vom jüdischen Weltmachtsstreben, von der Überlegenheit der unvermischten Rasse erlegen war, dachte Wolny. Ihn tangierte das alles nicht. Er war nicht süchtig auf Welterklärungen. Er dachte in Zahlen, in Bodenklassen, Hektar- und Milcherträgen.

›Ich bin mit meinem Urteil noch nicht fertig‹, sagte Drahomira, ›mich irritiert der Widerspruch, dass Sie der Partei einerseits innerlich fern stehen, andererseits mit voller Überzeugung deren Irrlehren vertreten.‹ ›Irrlehren? Es sind Tatsachen, meine Liebe, auf die ich schon während meines Studiums gestoßen bin. Das war lange, bevor ich der Partei beitrat.‹ ›Pan Mellen, es ist eine Tatsache, dass wir jetzt diese Straße hinunter marschieren. Es ist eine Tatsache, dass Sie einen etwas zerknitterten olivgrünen Leinenanzug tragen. Ob die Juden hingegen die Weltherrschaft anstreben, können wir nicht wissen. Wir können es behaupten, glauben, vermuten, aber wir wissen nicht, ob es zutrifft.‹ ›Es gibt Tatsachen, Frau Lehrerin, die wir nicht mit unseren fünf Sinnen wahrnehmen können. Das werden Sie wohl nicht bestreiten.

Denken Sie an Dinge wie Liebe, Hass, Verachtung. Wie stellen wir solche Tatsachen fest? Wir lesen sie an den Augen ab, an der Mimik. Auch die Stimme verrät uns einiges. Wir schließen aus gewissen Indizien auf einen zugrunde liegenden Tatbestand. Das ist völlig legitim. Ich räume ein, dass wir uns im Gemütszustand eines anderen Menschen täuschen können. Dennoch fühlen wir uns aufgrund unserer Beobachtungen zu der Feststellung berufen, A liebe B.« Drahomira warf den Kopf zurück. »Ach, Pan Mellen, wozu vertun wir unsere Zeit mit der abstrakten Frage, was eine Tatsache ist und was nicht? Überlassen wir das doch den Philosophen. Aber das heißt nicht, dass ich mit Ihnen einig bin, was die Sache selbst betrifft. Ich fühle mich unwohl in meiner Haut in Gegenwart eines Mannes, der sich von solchen Wahnideen den Kopf verdrehen lässt. Unwohl, verstehen Sie. Weil Sie sich von Ängsten beherrschen lassen. Die Juden machen Ihnen Angst. Sie scheinen Ihnen turmhoch überlegen. Und Sie wissen auch, warum sie so überlegen sind: Sie haben sich seit Anbeginn um die Reinheit ihrer Rasse bemüht. Und die Germanen, oder wer immer Ihre Vorfahren sind, haben das versäumt. Es gibt deswegen nur eine Lösung. Erstens muss man die Juden vertreiben, zweitens mit unerbittlicher Strenge über die Reinheit der eigenen Rasse wachen. Rasse! Dass Sie dieses Wort, wenn Sie von Menschen sprechen, überhaupt in den Mund nehmen. Wer Rasse denkt, denkt an Züchtung. Ihr Bruder hat zwei Töchter. Erwartet Sie, dass er sie zwingt, sich mit Edelmenschen zu paaren? Antworten Sie nicht! Ich will Ihre Antwort nicht hören. Die Möglichkeit allein, Sie könnten die Frage bejahen ...« Sie hatte sich dabei ganz dem Baron zugewandt und hielt mit ihm Schritt, indem sie im Grätschschritt neben ihm her sprang. Der geblümete blaue Baumwollrock schwang weit hin und her. Wolny sah ihre nackten Unterschenkel und freute sich still. Drahomira war noch nicht

fertig. ›Sie haben es nie gelernt, Ihre Lesefrüchte in Zweifel zu ziehen. Zweifeln heißt einen festen Untergrund im Sumpf der Gewissheiten suchen. Man kann das lernen, Pan Mellen. Auch Sie können das lernen. Und ich helfe Ihnen dabei. Nehmen wir das angebliche Bemühen der Juden um die Reinheit ihrer Rasse. Was wissen wir über das Verhalten der Juden in Bezug auf ihre Rasse? Was können wir wissen? Wir wissen noch nicht einmal, ob die Juden im Verlauf der Jahrtausende überwiegend untereinander geheiratet haben. Aber nehmen wir an, das sei der Fall gewesen. Wüssten wir dann auch, warum sie sich so verhalten haben? Nein, wir könnten allenfalls Vermutungen anstellen. Denkbar wäre in der Tat, dass sie ihre Rasse vor schädlichen nichtjüdischen Einflüssen schützen wollten. Ebenso gut ließe sich vermuten, dass sie ihren Glauben bewahren wollten oder schlicht der Not gehorchten bei all der Ablehnung, die ihnen von Seiten der nichtjüdischen Bevölkerung widerfuhr.«

Sie redet und bewegt sich wie eine Traumgestalt, dachte Wolny. Sie hatte ihm längst ihren Arm entzogen. Wer so redete wie sie, brauchte beide Hände und Arme. Wolny war hin und her gerissen zwischen dem, was er hörte und was er sah. Er hörte, wie sich die Vorstellungen des Barons unter ihren Worten in Nichts auflösten. Er sah die kraftvollen Bewegungen ihrer Hände und Arme in der ärmellosen, weißen Bluse. ›Mir ist so, als hätten Sie uns noch eine Sumpflüte andrehen wollen«, fuhr sie fort. ›Sie sprachen von der Überlegenheit der jüdischen Rasse. War es nicht so?‹ Der Baron hatte sich bereits in die Rolle des Angeklagten gefügt, er zuckte mit den Achseln. Dabei hatte ihre Stimme nichts Schneidendes. Sie war auch nicht schrill. ›Diese Sumpflüte«, sagte sie, ›wollen wir jetzt genauso zerpfücken. Ich schätze, Sie haben die deutsche Sozial- und Bevölkerungsstatistik der zwanziger Jahre studiert. Danach wurde die Statistik ja leider durch Ihre Nazis verdorben.

Ahnungsvolle Juden sind ausgewandert oder geflohen. Wer blieb, wurde an der Ausübung seines Berufs gehindert. Wer ein öffentliches Amt bekleidete, verlor es. Die Statistik der zwanziger Jahre beschreibt die Verhältnisse dagegen noch ungefähr so, wie sie sich ohne gewaltsame Eingriffe entwickelt hatten. Ich stelle mir vor, Sie haben dort nach Zahlen über den Umfang sowohl der damaligen deutschjüdischen Bevölkerung in gehobener sozialer Stellung wie auch der gesamten deutschjüdischen Bevölkerung gesucht. Stimmt es nicht? Dann wissen Sie, wie viele von hundert Juden eine gehobene soziale Stellung innehatten. Ihre Befürchtungen wurden vollauf bestätigt: Relativ gesehen, war die Zahl der deutschen Juden in gehobener sozialer Stellung deutlich größer als die entsprechende Zahl der nichtjüdischen Deutschen. Oder? Das war es doch, was Sie herausgefunden haben. Sonst könnten Sie wohl kaum von der Überlegenheit der jüdischen Rasse sprechen. Nun, Pan Mellen? Warum schweigen Sie? ›Wenn ein so schweres Geschütz aufgefahren wird, hilft nur eines: Man geht in Deckung. Aber im Ernst, so einfach ist das nicht mit der Statistik. Von vielen Juden wusste man gar nicht, dass es Juden sind. Sie hatten sich taufen lassen und einen unverfänglichen Namen angenommen. Erst der unter Hitler eingeführte Ahnenpass hat hier einiges klargestellt.‹ ›Von solchen stillen Juden hatten Sie doch gar nichts zu befürchten‹, unterbrach sie ihn. ›Doch, doch‹, sagte er, ›man fühlte sich unterwandert. Außerdem‹, fuhr er fort, ›waren in den zwanziger Jahren viele ärmliche Juden aus Osteuropa zugewandert. Die verfälschten das Bild.‹ ›Ärmliche Juden!‹, amüsierte sie sich, ›Ihrer These zufolge dürfte es die doch gar nicht geben. Aber im Ernst‹, machte sie ihn nach, ›was ich sagen wollte, war doch nur, dass sich Ihre These nicht belegen lässt. Denn was ist mit den vielen armen Teufeln, den Lumpensammlern, den Schulversagern, den psychisch Kranken, den Geistesgestörten? Wollen Sie die nicht

wahrhaben? Ich bin mir ziemlich sicher, unter den Juden gab es ebenso viele Minderbegabte, Lebensuntüchtige und Taugenichtse wie beispielsweise in Ihrem Mellenclan. ›Was hacken Sie so auf dem Mellenclan herum, mein Fräulein? Sie kennen ihn doch gar nicht‹, knurrte der Baron. Er konnte sehr hochnäsig sein. Aber das war ihm gar nicht bewusst, schätzte Wolny. Schon als kleiner Junge hatte er vermutlich gelernt, dass Hochnäsigkeit eine Waffe sein konnte, wenn ihn ein körperlich überlegener Nachbarsjunge anrempelte. Vielleicht hatte die Gemessenheit genügt, mit der der Vater die Straßennachbarn in Köslin zu grüßen pflegte. Man war anders. Die Straßennachbarn, Handwerker, einfache Angestellte, kleine Beamte, duzten sich untereinander. Der Vater war mit niemandem per du.

Drei Fuhrwerke kamen ihnen entgegen, die ersten an diesem Vormittag. ›Gemüsebauern‹, erklärte Wolny, ›in Wegstädtl ist Markttag.‹ Man sah die leeren Gemüseboxen auf den Leiterwagen. Die Zügel in der Hand haltend, gingen die Bauern neben ihren Wagen. Die Pferde waren ein Vermögen wert, man schonte sie. ›Grüß Gott zusammen‹, rief der Baron und lüftete den Hut, ›wie war der Markt heute früh?‹ ›Nicht schlecht, bis neun war alles abgeräumt. Am besten gingen die Erdbeeren. Auch der Salat, die Erbsen und Möhren waren im Nu verkauft. Ein SS-Kommando aus Theresienstadt schnappte das meiste weg. Die stellen dort eine neue Einheit auf, in der großen Festung, sagten sie. Das Gestapo-Gefängnis in der kleinen Festung besteht ja schon. Da erzähle ich Ihnen sicher nichts Neues. Ruckzuck geht das bei denen.‹ ›Und die Preise?‹, unterbrach der Baron den Redefluss des lebhaften jungen Mannes, ›waren Sie mit den Preisen zufrieden?‹ ›Ob wir mit den Preisen zufrieden waren, hört euch das an!‹, wandte sich der Wortführer an seine Gefährten. ›Wir Bauern sind noch nie auf unsere Kosten gekommen, das können Sie mir glauben.

Immerhin wissen wir jetzt, woran wir sind. Die Preise sind fest und werden kontrolliert. Den jüdischen Blutsaugern hat man das Handwerk gelegt. Wenn wir an Morgen denken, packt uns nicht mehr die Angst, dass wir betteln gehen müssen. Aber Reichtümer, das können Sie mir glauben, die häufen wir nicht an. Bei den jetzigen Preisen heißt es produzieren auf Teufel komm raus, sonst reicht es nicht hinten und vorne. Und die Herrschaften, wenn ich fragen darf, sind die Herrschaften vom Zirkus? Sie müssen entschuldigen, aber ein Gespann, das ohne Zügel geht, habe ich in der freien Wildbahn noch nicht gesehen. ›Keine Angst, wir sind ebenso sesshaft wie Sie‹, sagte der Baron. Er hob lässig die rechte Hand. Ein anständiger Hitlergruß war es nicht. Auch bei den Bauern fuhr kein gestreckter Arm in die Höhe. Man hob die Hand mit angewinkeltem Arm. Die Hitler imitierende Lässigkeit mochte sowohl verinnerlichte Zustimmung ausdrücken als auch stärksten Vorbehalt. Man hielt sich alles offen.

›Diese Deutschen‹, stieß Drahomira heftig hervor, nachdem sie ihren Marsch eine Weile schweigend fortgesetzt hatten, ›nichts gefällt ihnen so, wie auf Teufel komm raus zu produzieren und ein Gestapo-Gefängnis in der Nähe zu wissen.‹ Der Baron schwieg. Die ersten Häuser von Wegstädtl kamen in Sicht. Die Pferde hielten auf ein Handzeichen Drahomiras. ›Man muss die Deutschen nehmen, wie sie sind‹, sagte der Baron beim Aufsteigen. ›Andere Völker mögen in vieler Hinsicht charmanter sein, aber in Sachen Leistung und Ordnung haben wir den anderen eine Menge voraus.‹ ›Wie dumm von uns, dass wir nicht Schlange stehen, um uns ein Scheibchen von den Deutschen abzuschneiden‹, versetzte Drahomira. Sie schnalzte mit der Zunge. Die beiden Braunen trabten. ›Auf die Dauer werden sie die Wirtschaft mit den festen Preisen ruinieren‹, räsionierte Wolny, der Ökonom. ›Feste Preise beruhigen.‹ Man wisse, woran man sei. Jahraus, jahrein immer

derselbe Stiefel. Als ob man eine Käseglocke über das Land stülpe. Wozu noch darüber nachdenken, wie man neue Märkte erschließen könnte. Ohne überraschend sinkende Schweinepreise fange kein Bauer an, nachts wach zu liegen, weil ihn die Frage nicht loslässt, wie er sich dem Druck anpassen soll. Vielleicht auf freilaufende Schweine umstellen, die im Herbst unter Buchen, Eichen und Edelkastanien weiden? Den Edelschinken selbst vermarkten? Der Baron lachte. ›Herr Wolny, ich sehe Sie schon barfuß die Schweine hüten.‹

›Budte vítána v české zřícenině,
krásná slečno,‹

›Willkommen in der tschechischen Ruine, schönes Fräulein,‹

rief der tschechische Fährmann. Er half Drahomira vom Bock. Auf das gegenüberliegende Elbufer zeigend, fügte er leiser hinzu:

›Nezůstalo mnoho poté, co se zalíbilo Pánovi zbořit náš dům.‹

›Viel ist nicht übrig geblieben, nachdem es dem Herrn gefallen hat, unser Haus in Trümmer zu legen.‹

Zornig blickte Drahomira hinüber ins Protektorat.

›Budte bez starostí!,‹

›Keine Sorge!,‹

sagte sie.

›Co bylo zničeno, bude znovu postaveno.‹

›Was zerstört worden ist, wird wieder aufgebaut.‹

Der Fährmann musterte sie gebannt.

›Abyste včas začala se stavbou,‹

›Sie sollten beizeiten mit dem Bau beginnen,‹

sagte er.

›Rád bych se ještě dožil přistěhování. Pánové jsou na obchodní cestě?‹ ›Na to se už zeptal sudetský pohraniční strážník‹,

sagte sie.

›Na druhé straně budete slyšet otázku ještě jednou. Co odpovíte?‹

Sie lachte

›Odpovídalo by se mi lehčejí, kdybychom věděla, za kterou stranu pracujete Vy sám.‹
›Za Vaši ovšem.‹ ›Pak by bylo lepší pro Vás, kdybyste nevěděl příliš mnoho.‹

Wieder lachte sie.

›Staršího pana znám. Převezl jsem ho několikrát na druhou stranu a zpátky. Vždy jezdil autem.‹ ›No jo! Jí se dobře na české straně a prý jsou tam dobré hotely.‹

›Ich möchte den Einzug noch erleben. Die Herren sind auf Geschäftsreise?‹ ›Das fragte bereits der sudetendeutsche Grenzpolizist‹,

›Auf der anderen Seite werden Sie die Frage noch einmal hören. Was werden Sie antworten?‹

›Es fiel mir leichter, Ihre Frage zu beantworten, wenn ich wüsste, für welche Seite Sie selbst arbeiten?‹ ›Für Ihre natürlich.‹ ›Dann wäre es besser für Sie, wenn Sie nicht zuviel wüssten.‹

›Den älteren Herrn kenne ich. Ich habe ihn einige Male hinüber- und zurückgebracht. Er war immer mit dem Auto unterwegs.‹ ›So so. Man isst gut auf der tschechischen Seite, und angeblich gibt es dort gute Hotels.‹

Sie drehte sich nach Wegstädtl um, an dessen Ufer sie noch immer festlagen.

›Už nikdo nepřijde. Můžete
klidně odplout.« ›Vaše oddaný
sluha!«

›Es kommt niemand mehr. Sie
können ruhig ablegen.« ›Ihr ge-
horsamer Diener!«

Er entfernte sich, rückwärts gehend, mit einer angedeuteten Verbeugung. Eigentlich hatten sie keine Geheimnisse, dachte Wolny, der das Getuschel mitangehört hatte. Er stand an der Reeling und sah den Fluß hinauf, wo sich die Grenze zwischen Wasser und Luft im Dunst der Mittagssonne auflöste. Es war schwül. Er würde sich nicht wundern, wenn heute noch ein Gewitter aufzöge. Wie geschickt sie sich der Neugier des Mannes entzogen hatte! Der Mann war ohne Zweifel ein Informant. Der Deutschen oder der Tschechen. Ein Wort zuviel, und schon hing man am Haken irgendwelcher Dienste. Vielleicht käme man unbeschadeter durch diese Zeiten, wenn man den Eindruck eines völlig arglosen Zeitgenossen erweckte. Aber Drahomira war nicht arglos. Und verstellen würde sie sich auf keinen Fall.

Der Anstieg war steil. Wolny trug den Picknickkorb, der Baron die Decke. Nur Drahomira hatte beide Hände frei und erklimmte leichtfüßig den in den Basalt geschlagenen Weg. So war sie den Männern meist ein paar Schritte voraus. Wagen und Gespann hatten sie bei einem Bauern am Ortsausgang von Krabčice untergestellt. ›Samozřejmě (selbstverständlich)«, hatte der Alte gesagt, von seinem Sitzplatz unter dem Birnbaum aufstehend, von wo er, Pfeife rauchend, ins Land gesehen hatte. Dass man auf die Hora hinauf wollte, freute ihn sichtlich. Da steige schon lange niemand mehr hinauf. Und nun auch noch diese beiden deutschen Herren. Dass es keine Tschechen seien, höre man sofort. Nein, die Scheune könne er ihnen leider nicht anbieten. Der Sohn sei draußen und wolle noch soviel wie möglich von der Ernte einfahren. Es sehe nach einem Gewitter aus. Aber hinter der Scheune sei genügend

Platz. Das Verdeck sollten sie vorsichtshalber schon einmal aufspannen. Und die Pferde könnten sie ruhig in den Stall stellen. Er wünschte ihnen einen guten Aufstieg. Wer das Land von oben sehe, werde es lieben.

Die von fern so anmutig aussehende Rundung des Berges hatte in der Nähe viel von ihrem Charme verloren. Steil und abweisend präsentierte sich die Bergin, im spärlichen Grün niedriger Bäume. ›Ich verstehe die Tschechen immer besser‹, sagte der Baron. ›Dieser Berg ist jedenfalls weiblichen Geschlechts.‹ Er wusste längst, dass Drahomira sich nicht provozieren ließ. Als hätte sie nichts gehört, bemerkte sie lediglich, von Ferne sei der Anblick wirklich erhabener. Beim Anstieg kam sie noch einmal auf das Thema von vorhin zurück: ›Was ich mir erlaube, so auf Ihrem Mellenclan herumzuhacken, haben Sie mir vorhin vorgehalten. Dabei habe ich bloß behauptet, wie jede andere Großfamilie zähle Ihr Clan auch eine Anzahl Minderbegabter, Lebensuntüchtiger und Taugenichtse zu seinen Mitgliedern. Offenbar habe ich da eine wunde Stelle getroffen. Aber Sie wollen es sich noch nicht eingestehen. Den Mellenstamm größer, stärker, bedeutender zu machen, welch vergebliche Liebesmüh! Nie und nimmer kann das gelingen. Man kann einem jungen Apfelbaum ein Reis aufpfropfen. Menschen lassen das nicht mit sich machen. Je dichter so ein Clan zusammenrückt, desto stärker werden Eifersucht und Neid. Unerbetene Ratschläge hören sich die Vettern nur aus Höflichkeit an. Nur ihre Erziehung hindert sie daran, diesen selbsternannten Paten vor die Tür zu setzen. Nicht wahr? Ich erzähle Ihnen nichts Neues, Pan Mellen. Das haben Sie alles schon erlebt.‹ Auch Drahomira rann inzwischen der Schweiß von der Stirn. Der wadenlange königsblaue Rock blähte sich im Wind, dann fiel er wieder glatt an ihren Beinen herunter. ›Nur zu‹, rief der Baron, ›lassen Sie sich nicht unterbrechen!‹ ›Ja, Pan Mellen, es liegt mir

schon auf der Zunge: Sie sollten sich endlich von diesem Kindertraum verabschieden, sich ein kleines Fürstentum zu zimmern. Wer würde einem Kind solche Träume verargen? Aber Sie sind erwachsen. Auch ein Mann darf noch träumen. Er könnte davon träumen, etwas Nützliches zu erfinden und ein Unternehmen zu gründen, das die Erfindung verwertet. Ein Unternehmen zu gründen ist tausendmal befriedigender, als einen Familienclan zu reformieren. In den Clan werden Sie hineingeboren. Als Unternehmer können Sie sich die Leute aussuchen, mit denen Sie Ihr Vorhaben verwirklichen wollen. Sie rannte ein paar Schritte voraus. Sie hatte gesehen, wie der Baron die Augen senkte. Das genügte ihr.

Von dem kleinen Aussichtspunkt aus waren die Akazien beiderseits der Elbe deutlich zu erkennen. Der mit der Moldau vereinte Fluss selbst war nicht zu sehen. Über die Jahrtausende hin hatte er sich tief in das Mittelböhmische Tafelland gegraben und gewann mit der von Westen zufließenden Eger soviel Schub, dass er den nördlichen Gebirgsriegel durchbrach. Immer weitere Zuflüsse, Mulde, Saale und Havel, verschafften den Bewohnern des von raublustigen Völkern umgebenen Landes einen Zugang zur Welt und – dank der an seiner Mündung siedelnden Kaufleute – einen Umschlagplatz für den Fleiß ihrer Hände.

›In all den Wochen, seit Sie hier sind‹, sagte der Baron, ›bin ich kein einziges Mal in Berlin gewesen, habe ich kein einziges Mal meine hinterpommerschen Vettern besucht. Der Mellencan, wie Sie meine Cousinen und Vettern zu nennen geruhen, meine diesbezüglichen Pläne, das alles ist wie weggeblasen. Erst jetzt, wo Sie mich darüber aufzuklären versuchen, wird mir bewusst, wie sehr ich mich noch vor kurzem um das Fortkommen meiner Mellenschen Vettern gekümmert habe. Bevor Sie kamen, war ich mit meinen Gedanken ständig bei den Vettern. Jetzt ist mir, als

spürte ich eine große Leere in meinem Kopf.« Der Baron nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Ob der Baron wirklich litt, bezweifelte Wolny. Sein Chef kam ihm eher wie ein Lebenskünstler vor. Kaum drohte das eine Floß zu Bruch zu gehen, setzte er zum Sprung auf ein anderes an. Drahomira war jetzt seine Lebensmitte. Sie wusste es zweifellos, auch dass sie ihn durch ihr Auftauchen aus der Bahn geworfen hatte. Nun umgab sie die Aura der siegreichen Kämpferin. Es klang ein wenig triumphierend, als sie feststellte: »Eine große Leere ruft nach neuen Ideen. Im Übrigen haben wir erst ein Drittel von nicht viel mehr als zweihundert Metern geschafft. Keine Müdigkeit vorschützen, die Herren. Nur eines würde ich gerne noch von Ihnen wissen, bevor wir den Gipfel erreicht haben: Innerlich ständen Sie der Partei fern, haben Sie nun schon mehrfach betont. Was hat Sie veranlasst, der Partei den Rücken zu kehren?«

»Das ist schnell erzählt. Ich besaß ein Gut nicht weit von Berlin. Ein Familienbesitz, noch nicht lange in der Hand der Familie, aber doch lange genug, um ein Ort zu werden, an dem wir hingen. Er lag am Rand der Schorfheide, dieses großen Waldgebietes, das die Landesherren seit kurfürstlicher Zeit als Jagdrevier nutzten. Jetzt war Göring der Landesherr, seit er 1933 preußischer Ministerpräsident geworden war, und somit standen jetzt ihm die seit Alters bestehenden Nutzungsrechte zu. Aber Göring führte sich auf, als gehöre ihm der Landstrich, baute sich einen protzigen Landsitz und sperrte den bis dahin allgemein zugänglichen Bezirk. Dann machte er sich daran, das Gebiet an seinem östlichen Rande abzurunden. Ganze Dörfer, landwirtschaftliche Großbetriebe, riesige Waldflächen verschwanden in seinem Magen. Nun also auch Schmelze.«

»Sie hatten das Unrecht gewählt. Nun wurde Ihnen selbst Unrecht zugefügt. Pech, dass es ausgerechnet Sie getroffen hat. Aber

eigentlich konnten Sie von der Räuberbande nichts Anderes erwarten. Das ...«Ich muss schon sagen«, schnitt ihr der Baron das Wort ab. Dann verstummte er und kniff die Lippen zusammen. Sein Dienstherr hatte offensichtlich Hemmungen, seinem Zorn freien Lauf zu lassen, schätzte Wolny. Er hätte es sich nicht verziehen, seine Selbstbeherrschung verloren zu haben. Schließlich wollen wir Männer allen Situationen gewachsen sein. Wie dem auch sei, der Baron tat sicher gut daran, dachte Wolny, seinen Zorn gerade noch rechtzeitig zu bremsen.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Der Weg war flacher geworden. Er führte durch ein lichtiges Eichenwäldchen, dessen kaum drei Meter hohe Stämme wenig Schatten boten. Das wenige Blattwerk zitterte leise im auf- und abschwellenden feuchtwarmen Wind. Duftwolken von vorzeitig vertrocknetem Laub zogen vorbei. »Ich verstehe Ihren Zorn, Pan Mellen«, sagte Drahomira. Ein Lächeln spielte um ihren Mund. »Ich verstehe auch Ihre Trauer um das verlorene Gut. Aber ich verstehe nicht, dass Sie erst das Gut verlieren mussten, um Ihre Haltung gegenüber diesem Regime zu überdenken. Fünf Jahre, bevor Ihnen das Gut weggenommen wurde, verlor General von Schleicher sein Leben. Mich wundert, dass Sie erst dann Konsequenzen zogen, als es Sie selber traf.« Der Baron lachte auf. »Sie haben es eben nicht miterlebt und können diese Vorgänge nur aus heutiger Sicht beurteilen. Inzwischen sind wir alle eines Besseren belehrt worden. Damals, als die Sache mit Röhm passierte, waren wir schockiert. Aber wir redeten uns ein, dass diese äh ... Maßnahmen unumgänglich waren, um das noch unsichere Regime zu stabilisieren. Die Fliegen sind wirklich lästig heute.« Er fuchtelte vor seinem Gesicht herum.

Wolny brach einen armlangen Zweig von einem Eichenstämmchen. »Ich würde es einmal hiermit versuchen«, sagte er. Mit kur-

zen heftigen Schlägen wedelte er durch die Luft, mal knapp an seiner Nase, mal knapp an den Ohren vorbei. ›Die wahrhaft lästigen Fliegen hocken in der Prager Burg«, bemerkte Drahomira. ›Warten wir ab, ob sich die Herren ebenso tapfer auch gegen diese wehren werden. Aber noch ist es nicht soweit. Eines ist mir immer noch nicht klar, Pan Mellen. Warum bewirkte die Wegnahme Ihres Gutes in der Schorfheide, was die Ereignisse des Jahres 1934 nicht vermocht hatten? Schließlich hatten die Nazis die Kommunistengefahr gebannt, derentwegen Sie einst der Partei beigetreten waren. War der Verlust des Gutes nicht ein fairer Preis dafür, zumal Sie mit Neuperstein keinen allzu schlechten Tausch gemacht haben dürften?‹

›Dass Sie immer alles so genau wissen wollen«, stöhnte der Baron. ›Und noch dazu so leichtfertig daher reden. Ein fairer Preis. Als ob Sie sich die Sprache des Regimes zu Eigen machten. Ich räume ja ein, dass ich die wahre Natur des Regimes erst spät erkannt habe. Erst 1938 wurde mir klar, dass wir unsere bürgerlichen Rechte schon 1933, mit dem Tag von Hitlers Machtantritt, verloren haben. Die Röh̄m-Affäre, die antisemitische Hysterie, die sich am 9. November 38 entlud, habe ich noch als Auswüchse abgetan, für die wild gewordene Gefolgsleute Hitlers verantwortlich waren. Es stimmt, ich musste erst am eigenen Leibe erfahren, dass wir eine Verfügungsmasse aus rechtlosen Individuen geworden waren. Der Einzelne ist nichts. Nur die Volksgemeinschaft zählt. Als ich nach einem Ersatzgut für Schmelze suchte, stieß ich auf Bärfelde, einen ehemals Sydowschen Besitz in der Neumark, inzwischen in der Hand der jüdischen Familie Friedheim. Ich fand das Objekt nicht uninteressant, auch deswegen, weil wir mit den Sydows verschwägert sind. Die Friedheims mussten ohnehin verkaufen. Sie wollten auswandern. Ich hätte den vollen Kaufpreis gezahlt und damit den Besitz rechtmäßig erworben.‹ Pan Mellen,

lassen Sie mich nicht an Ihnen zweifeln! Wie hoch war wohl der Kaufpreis unter Zwang veräußerter jüdischer Vermögenswerte? Hehlerware ist billiger als rechtmäßiger Erwerb.« ›Hehlerware, ich bitte Sie, Drahomira.« ›Normalerweise handelt es sich um gewöhnliches Diebesgut. Aber wenn der Staat der Dieb ist – Wo wir schon dabei sind: Trifft auf den Kauf von Neuperstein nicht genauso der Vorwurf der Hehlerei zu?«

Wolny fragte sich, was sie wohl von dem Baron hielt. Ob sie ihn wohl mochte, obwohl sie ihn immer wieder heftig attackierte? Oder gerade deswegen? ›Tante Edita ist nach Prag geflohen, als die deutsche Wehrmacht in das so genannte Sudetenland einmarschierte«, blieb sie bei der Sache. ›Sie hat das Gut zum Kauf angeboten, weil ihre patriotischen Gefühle stärker waren als das Hängen am Besitz. Stellen Sie sich vor, eine fremde Macht reißt einen Teil Ihres Vaterlands an sich. Zufällig wohnen Sie dort. Bleiben Sie, so beugen Sie sich der fremden Macht. Verstehen Sie jetzt, warum es Tante Edita widerstrebte, in Neuperstein zu bleiben? Sie wollte Hitlers Raubzug auf keinen Fall anerkennen.«

›Moment mal«, unterbrach sie der Baron. ›Sie vergessen das Münchener Abkommen. Daladier und Chamberlain haben der Abtretung des Sudetenlands zugestimmt.« ›Dass Sie immer wieder damit kommen, Pan Mellen. Ich dachte, wir hätten das geklärt. Daladier und Chamberlain haben ihre Zustimmung nur unter Druck gegeben. Hitler hat sie erpresst. Er drohte, sich gewaltsam zu nehmen, was er beanspruchte. Ist ein so zustande gekommenes Abkommen etwa Rechtens? Es war von Anfang an null und nichtig. Tante Edita musste also fliehen. Es war ihre patriotische Pflicht. In Neuperstein zu bleiben hieß, dass sie das Abkommen respektiert. Aber sie wird zurückkehren, wenn der Spuk vorüber ist, und von Ihnen verlangen, das Gut zurückzugeben.« Der Baron sah sie scharf an, sagte aber nichts. ›Und Sie werden ihr Folge

leisten«, fuhr sie fort. »Denn Sie haben etwas gekauft, von dem Sie wussten, dass die Verkäuferin es nicht aus freiem Willen angeboten hatte. Sie wussten, dass sie nur so ihre Empörung über die widerrechtliche Besetzung des Sudetenlands ausdrücken konnte.«

»Unsinn«, sagte er. »Ich kannte sie gar nicht, als ich den Kaufvertrag unterschrieb. Wie hätte ich ihre Gefühle kennen können.«

»Sie haben sich nicht in ihre Lage versetzt. Das war es, Pan Mellen. Sie behaupten, etwas nicht gewusst zu haben, was Sie hätten wissen können. Es war kein gutgläubiger Erwerb, Pan Mellen.«

»Was ist das für ein Gemäuer dort drüben?«, versuchte Wolny abzulenken. »Erklär ich gleich. Vorher möchte ich Pan Mellen noch um Nachsicht bitten, dass ich ihn immer wieder unterbrochen habe. Ständig fahre ich ihm in die Parade und lasse ihn nicht zuende bringen, was er sagen wollte. Dabei wüsste ich gerne, wie die Sache mit Bärfelde weiter ging. Irgendetwas scheint Ihnen damals widerfahren zu sein, was Ihnen die Augen geöffnet hat. Ich verspreche, Sie nicht wieder zu unterbrechen, Pan Mellen.«

Der Baron blieb stumm. Der Vorwurf der Hehlerei nagte an ihm. Es war vollkommen still. Die brütende nachmittägliche Hitze hatte selbst die Vögel zum Verstummen gebracht. Sie standen auf dem Gipfelplateau. Ringsum dichter Baumbewuchs, der die Sicht nach unten nahm. Auf der Mitte der Lichtung eine winzige Kirche, eine romanische Rotunde, um es genauer zu sagen. Überall wucherten Brombeerranken und niedriges Strauchwerk.

»Der Austausch Schmelzes gegen Bärfelde war schon perfekt«, brach der Baron endlich sein Schweigen. »Mit den Friedheims war alles geregelt. Wie viele andere Juden war Friedheim am 9. November 38 verhaftet worden. Aber seine Frau hatte klaren Kopf bewahrt und die Sache mit Hilfe ihres Rechtsanwalts zu Ende geführt. Da erklärte mir der zuständige Ministerialbeamte, es sei auf Eingreifen von höchster Stelle umdisponiert worden. Von

höchster Stelle, das konnte nur Hitler selbst gewesen sein. Man ließ durchblicken, dass Bärfelde für Friedrich Flick vorgemerkt sei. Sie haben vielleicht von ihm gehört, es handelt sich um einen der reichsten deutschen Stahlindustriellen. Flick hat sich um die Bewegung verdient gemacht, erst nach Hitlers Machtantritt übrigens, ein typischer Opportunist. Er soll gewaltige Summen in die Parteikasse eingezahlt haben. Gegen so einen konnte ich nicht konkurrieren. Was half es, dass wir uns einig waren über Preis, Zahlungsweise und Zeitpunkt des Eigentumsübergangs. Nur noch die Besiegelung durch den Notar stand aus. Und dann der Einspruch Hitlers in letzter Sekunde. Ich kann mich heute noch nicht damit abfinden, dass mir ein Privatmann, der sich durch Geldspenden beliebt gemacht hat, den Rang abläuft, weil er die besseren Verbindungen hat.

Als höre sie gar nicht zu, war Drahomira ganz in die Betrachtung der Rotunde vertieft. Was hätte man dem Baron auch antworten sollen, fragte sich Wolny. Seltsam verblendet schien sein Dienstherr in seiner Verletztheit. Dass man zuallererst den Friedheims übel mitgespielt hatte, kam in seiner Geschichte nicht vor. Aber verstehen konnte man, dass er enttäuscht war, bei der Verteilung der Beute leer ausgegangen zu sein. ›Man weiß nicht genau, wann sie erbaut worden ist‹, sagte sie in einem singenden Tonfall. ›Aber ein Datum blieb unvergessen: das Jahr 1126. Das Jahr des Sieges der Unsrigen über die Deutschen. Soběslav I., Herzog von Böhmen, hatte das deutsche Heer unter König Lothar III. bei Chlumec geschlagen. Er hat bewiesen, dass wir die Deutschen schlagen können.‹ ›Mirko, du übertreibst‹, protestierte Wolny. ›Ob man Tscheche war oder Deutscher, war damals noch völlig belanglos. Man dachte nicht national. Lothar war nicht einmarschiert, um Böhmen zu erobern. Warum auch? Böhmen war längst Teil des Heiligen Römischen Reiches und dem deutschen

König zinspflichtig. Es ging allein um die Frage, ob Soběslav die Herzogswürde zu Recht erlangt hatte. Es gab nämlich einen Konkurrenten, den Fürsten Otto von Olmütz, den schwarzen Otto, wie man ihn nannte, der Lothar mit seinem angeblich höheren Nachfolgeanspruch in den Ohren gelegen und ihn schließlich bewogen hatte, Soběslav vor sein Gericht zu zitieren. Soběslav dachte gar nicht daran, dem königlichen Gebot zu folgen. So blieb Lothar gar nichts anderes übrig, er musste den Feldzug unternehmen, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte. Es war ihm wahrscheinlich gar nicht wohl dabei. Denn er war überhaupt kein Kriegsmann. Dass bei Chlumec Deutsche auf Tschechen trafen, war völlig nebensächlich. Es ging allein darum, dass Lothar auf dem angestammten Recht beharrte, nur er, der König, könne die Herzogswürde verleihen. ›Mensch Honzo‹, rief Drahomira, ›jetzt erinnere ich mich, schon vor dreizehn Jahren hattest du die ganze böhmische Geschichte im Kopf. Weißt du noch, wie du mir morgens auf dem Schulweg von den ersten Anfängen erzählt hast, von Stammvater Čech, der Gründung Prags, von Drahomira, der heidnischen Prinzessin, die sich nicht scheute, ihre katholische Schwiegermutter Ludmilla umbringen zu lassen, um zu verhindern, dass Böhmen in die Hände der Regensburger Pfaffen fiel.‹ Wolny lachte. ›Habe ich wirklich Pfaffen gesagt?‹ ›Aber, ja. Die Missionare seien als Vorposten der kaiserlichen Macht ins Land gekommen, erklärtest du. Böhmen hätte sich also dem Kaiser unterwerfen müssen, wenn man nicht die Missionare noch rechtzeitig des Landes verwies. Aber das schien aussichtslos, solange noch ihre mächtige Fürsprecherin lebte. Du hast die Mordtat damals keineswegs verurteilt.‹ ›Alle Achtung!‹, schaltete sich der Baron ein. Er war erleichtert, dass Drahomira endlich von seiner Vergangenheit abließ. ›In der Tat, erst kamen die Missionare, dann der Kaiser. Und schon war das Land tributpflichtig. Doch

Mord bleibt Mord. Aber mit der Schlacht bei Chlumec scheint mir Drahomira nicht ganz Unrecht zu haben. Wer den *Witiko* liest, weiß, dass die Schlacht dort als leuchtendes Beispiel böhmischer Tapferkeit gefeiert wird. Man ist stolz, es den Deutschen gezeigt zu haben. Dieses Gefühl kann sich der Verfasser nicht aus den Fingern gesogen haben. Er hat die alten Chroniken studiert. ›Dem möchte ich entschieden widersprechen‹, sagte Wolny. ›Ich habe den *Witiko* auch gelesen, ein wunderbares Buch, aber den Geist des 12. Jahrhunderts vermag es nicht einzufangen. Wenn ein Geist durch das Buch weht, dann ist es die Sympathie für die tschechische Nationalbewegung. Der Verfasser war begeistert von der Rückbesinnung der Tschechen auf eigene Sprache und Vergangenheit, ihrem Aufbegehren gegen Wien. Sonst hätte er die ganze Plackerei des Studiums der alten Chroniken niemals auf sich genommen.‹

So gab ein Wort das andere. Und indem das Gespräch von einem Gegenstand zum nächsten sprang, verloren die Drei immer mehr die Frage aus dem Auge, wie der Herzog, das Jahr 1126 und die Schlacht mit der Rotunde zusammenhingen. Auch räumlich entfernten sie sich mehr und mehr von dem alten Gemäuer, weil sie nach einem Rastplatz Ausschau hielten, mit Schatten und guter Sicht. Am Waldsaum fand sich ein Platz, zwar schon im Abschlüssigen, aber ein Baumstumpf und ein von Wolny herangerollter Stamm boten Sitzgelegenheit. Das zu ihren Füßen liegende Land hatte die Farbe reifen Weizens, Roggens oder schon abgeernteter Felder angenommen. Auch Hafer und Gerste mochten darunter gewesen sein. Es ist so schwer, diese Farbe zu benennen. Die Farbe lebt, sie leuchtet und prägt sich in das Gedächtnis ein, man braucht nur die Augen zu schließen, um sie vor sich zu sehen. Schließen Sie ruhig Ihre Augen! Aber dass Sie mir wach bleiben! Ich sehe doch, wie Sie mit dem Schlaf kämpfen. Ich mache uns

einen Kaffee. Das wird Ihnen helfen. Inzwischen können Sie Ihren Blick über das unter Ihnen liegende Land schweifen lassen.«

Hatte ich geträumt oder war vor meinem inneren Auge wirklich der Film mit den Dreien weiter gelaufen, bis Frau Tiefenbachler mit dem Kaffee zurückkehrte und ihren Bericht fortsetzte? Jedenfalls sah ich deutlich, wie Drahomira anfang, Zigaretten zu drehen, wie sie sie eine nach der anderen den beiden Männern zuwarf und nur Wolny geschickt genug war, sie mit einer Hand aufzufangen, während mein Onkel sie lachend vom Waldboden aufklaubte. Auch Drahomira steckte sich eine Zigarette an. Durch den Rauch sah sie mal meinen Onkel an, mal blickte sie in die Ferne, dorthin, wo sich am südlichen Horizont ein gewaltiger Turm aus weißen, grauen und schwarzen Wolken gebildet hatte. In diesem Augenblick kam Frau Tiefenbachler zurück. Sie reichte mir den Espresso und nahm den Faden wieder auf: »Bei klarem Himmel könnten wir bis nach Prag sehen«, unterbrach Drahomira als erste die Stille. »Wenn wir ein starkes Fernglas hätten, könnten wir das geöffnete Fenster erkennen, an dem Konstantin von Neurath seinen Gästen die Sehenswürdigkeiten der zu ihren Füßen liegenden Stadt zeigt. Wir könnten sehen, wie sich Neurath herausbeugt und den Besuchern mit einer ausladenden Handbewegung erklärt: Sie alle arbeiten jetzt für uns.« Drahomira hielt inne, atmete durch. »Ich werde den Mann töten. Und Sie werden mir dabei helfen, Pan Mellen.«

Oh Gott, dachte Wolny, diese Idee verdreht ihr also immer noch den Kopf. Er war schockiert. Er hatte gehofft, dass sie genug damit zu tun hätte, den Baron umzuerziehen. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Das war nur ein Mittel zum Zweck. Jelinek hatte ihn gewarnt. Man müsse sie ernst nehmen. Sie habe ihre Ankündigungen bisher noch jedes Mal wahr gemacht. Der Baron nahm es leicht. Er versuchte, ihre Worte ins Lächerliche zu

ziehen. ›Ich soll Ihnen also eine Stelle beim Küchenpersonal des Reichsprotektors besorgen, damit Sie den Herrn vergiften können. Oder mit Ihnen nach Prag fahren und im Burghof warten, bis er an ein offenes Fenster tritt und ein unfehlbares Ziel abgibt für das eben noch unter meinem Mantel verborgene, jetzt in Ihrer Hand liegende Gewehr. Könnte so die Hilfe aussehen, die ich Ihnen leisten soll?‹ ›Nein, Sie werden ihn nach Neuperstein einladen. Ich begrüße ihn, vom Hof kommend, mit einem Knicks. In meinen Händen halte ich einen großen Blumenstrauß. Während er sich vorbeugt, erschieße ich ihn mit der in dem Strauß verborgenen Waffe.‹ ›Wie heimtückisch!‹, spottete der Baron, ›Nicht gerade der Stil von Jeanne d'Arc.‹ ›Meinetwegen heimtückisch. Es geht um das Ergebnis, nicht um meine Person. Ich bin keine Jeanne d'Arc. Ich höre keine Stimmen, die mir befehlen, was ich zu tun habe. Es gibt keinen König, den ich überreden könnte, mir die Führung seiner Truppen anzuvertrauen. Wenn Sie mich unbedingt mit einer historischen Figur vergleichen wollen, dann mit Judith. Onkel Jelinek wird mir die Waffe besorgen. Und Sie, werden Sie mir helfen?‹

Drahomira schob die Unterlippe nach vorn. Wolny sah das trotzige kleine Mädchen aus seiner Schulzeit vor sich. Er konnte sich nicht erinnern, ihr je widerstanden zu haben. Würde der Baron stärker sein? ›Ich frage Sie noch einmal: Werden Sie mir helfen?‹ Eine Windböe fuhr in das Unterholz hinter ihnen. Das Wolkengebirge im Süden blähte sich auf. Der Baron wurde sehr ernst. ›Ich verstehe nicht, dass Sie es ausgerechnet auf diesen alten, völlig harmlosen Herrn abgesehen haben. Er wird ohnehin bald abtreten. In Hitlers Umgebung soll man schon längst über seine Ablösung reden, weil er seinem Stellvertreter Frank ständig in die Quere fährt, wenn der wieder eine seiner schikanösen Maßnahmen von ihm genehmigen lassen muss.‹ ›Wer sich von

Hitler zum Reichsprotector von Böhmen und Mähren ernennen lässt, kann nicht harmlos sein. Im Übrigen, das brauche ich Ihnen nicht zu erklären, geht es um das Symbol. Ich töte nicht den Menschen, sondern den Träger eines Amtes. Um den Menschen tut es mir leid. Aber es muss sein. Frank oder irgendeinen anderen Vertreter der Besatzungsmacht zu töten wäre, wie wenn ich den Hund dafür bestrafte, dass sein Herr ihn auf einen alten Bettler gehetzt hat. Der Baron ließ nicht locker. Wolny hatte ihn selten so erregt erlebt. »Bedenken Sie gar nicht das Blut, das fließen wird, die Repressalien für die tschechische Bevölkerung danach? Von uns Dreien einmal ganz abgesehen. Unsere Tage wären sowieso gezählt.« »Natürlich bedenke ich das. Aber bei allem Leid, das über die Tschechen kommen wird, sehe ich das Aufblitzen in den Augen meiner Landsleute. Von dem Moment an, in dem sie hören, dass eine von ihnen die Hand erhoben hat, werden sie andere Menschen sein. Sie werden aufrechter über die Straße gehen.« »Na«, sagte der Baron, »wenn Sie sich da nicht mal täuschen. Die heroischen Gefühle werden ihren Landsleuten rasch vergehen, wenn sie hören, wie die Nachbarn von der Gestapo aus den Betten geholt werden.« Über Prag blitzte es. Wieder wurde der Berg von einer Windböe erfasst. Sie begann mit einem sanften Sausen, um schließlich orkanartig anzuschwellen. Zwei Gläser fielen um, Wein floss auf den Waldboden. Im Marschschritt traten sie schleunigst den Rückweg an, an der Rotunde vorbei. »Du hast die Geschichte nicht zu Ende erzählt. Was war denn nun mit der Kapelle und der Schlacht bei Chlumec?«, fragte Wolny. Er war erleichtert, auf ein unverfängliches Thema zurückkommen zu können. »Du hast völlig richtig verstanden. Herzog Soběslav hat sie im Gedenken an die Schlacht renovieren und dem Heiligen Georg weihen lassen.« Ein Blitz schlug ganz in ihrer Nähe ein. Der unmittelbar folgende Donner krachte ohrenbetäubend.« Frau

Tiefenbachler stand auf. »Es ist spät geworden«, sagte sie. »Wie es weiter geht, erzähle ich Ihnen heute Abend. Sie kommen doch? Natürlich, was für eine dumme Frage! Natürlich kommen Sie. Und Ihre Frau, wird sie auch kommen? Sagen Sie ihr, dass ich mich freuen würde.«